

Hermann Bausinger Schwellenangst und Schwellenlust: Kulturgeschichtliche Anmerkungen zum Jahreswechsel

Schwellenangst: Davon war viel die Rede in den 70er Jahren; damals, als die Parole «Kultur für alle» zwar viele in Theater, Konzertsäle und Bibliotheken lockte, aber keineswegs alle. Ein Erklärungsmuster dafür, daß die Bildungs Offensive nicht noch erfolgreicher war, hieß Schwellenangst: Wer im unter-schichtlichen Milieu aufgewachsen sei, fürchte sich davor, über die Schwelle von Museen, Volkshochschulen und anderen hehren Einrichtungen zu gehen. Ganz falsch war das sicher nicht; aber das Argument ging an der Tatsache vorbei, daß manche Leute gar kein Interesse an jenen Einrichtungen hatten – nicht jede Schwelle muß man betreten.

Es gibt freilich Schwellen, um die niemand herkommt. Der französische Ethnologe Arnold van Gennep zeigte vor fast hundert Jahren in einer vergleichenden Studie, daß in fast allen Kulturen einzelne Schwellen den Lebenslauf markieren, von der Geburt über das Eintreten der Geschlechtsreife, die Heirat bis zum Tod, und daß sich für diese Einschnitte *rites de passage*, Übergangsriten, herausgebildet haben, die bei vielen Völkern sehr viel aufregender und auch schmerzhafter sind als bei uns die Konfirmation oder der Polterabend. Diese Rituale, die verbunden sind mit Isolation, Askese, körperlichen Schmerzen und Verletzungen, werden gefürchtet und werden doch auch herbeigesehnt, weil sie in einen jeweils neuen Lebensabschnitt führen. Man könnte den psychologischen Begriff der «Angstlust» anwenden: Schwellenangst verbindet sich mit Schwellenlust.

31. Dezember: Kein Tag wie jeder andere

In den modernen Industriegesellschaften fehlen nicht nur die entsprechenden Rituale, es fehlen auch die damit verbundenen starken Empfindungen. Nimmt man allerdings die Begriffe in etwas abgeschwächter Bedeutung, dann lassen sich auch bei uns Schwellenangst und Schwellenlust registrieren – beispielsweise im Verhältnis zu einem Übergang, der regelmäßig wiederkehrt und dem niemand entgeht: der Schwelle zum neuen Jahr. Gewiß, dabei handelt es sich um eine künstliche Setzung, zwar an den Gezeiten der Natur orientiert, aber doch willkürlich – bekanntlich beginnt das neue Jahr in verschiedenen Weltteilen und Religio-

nen an verschiedenen Terminen, und auch in Europa gab es keine einheitliche Festlegung, bis sich vor wenig mehr als 300 Jahren Papst Innozenz XII. mit seinem Vorschlag durchsetzte. Aber die Jahres-einteilung ist eben doch nicht nur eine technische Regelung, die für Etatplanungen, Verwaltungen und Finanzämter wichtig ist –, auch die einzelnen Menschen gehen damit um, ziehen Bilanz und planen, schauen zurück und nach vorn. Manche tun dies ganz gewissenhaft und mit buchhalterischer Kleinlichkeit; aber auch Personen, die eher in den Tag hineinleben, sehen doch die Schwelle, den Übergang vor sich, den man «begehen», mit dem man etwas anfangen muß. Und selbst diejenigen, die sich zur gewohnten Zeit mit Ohropax ins Bett legen, respektieren die Schwelle, indem sie diese so verbissen zu ignorieren suchen.

Die Arithmetik der Jahreszahlen und der Jahresein-teilung steckt in den Köpfen; der 31. Dezember ist nun einmal kein Tag wie jeder andere, und das De-zimalsystem setzt noch zusätzliche Akzente. Wir nähern uns allmählich der Jahrhundertwende, und diesmal ist es zugleich eine Jahrtausendwende. Man hat den Eindruck, daß sich ein Vorschein davon im Bewußtsein ausbreitet, daß schon im Vorfeld das Gewicht der Jahresübergänge größer wird, daß die Menschen mit mehr Unruhe auf den Beginn der jeweils neuen Etappen blicken. In Matthias Altenburgs Novelle *Die Toten von Laroque* – sie erschien 1994 – unterhält sich der Erzähler mit einem alten Franzosen, der ihn in die nächste Kreisstadt fährt. *Die Leute spielen verrückt, sagt der Alte. Das hat mit dem Jahrhundert zu tun. Immer wenn ein Jahr-hundert zu Ende geht, schmeißen sie alles über den Haufen. Und diesmal ist es das Jahrtausend. Ich habe nachgelesen, das war immer so. Plötzlich soll nichts mehr gelten. Sie benehmen sich, als wären sie die ersten Menschen, oder die letzten. Für alles haben sie neue Theorien, neue Erklärungen, damit unsereins noch älter aussieht, als er schon ist. (...) Abwechselnd prophezeien sie das Paradies und den Weltuntergang.*

Wo heute vom Weltuntergang die Rede ist, verbindet sich das zwar oft mit religiösen Vorstellungen, orientiert sich aber auch an den globalen Risiken, die eine weit fortgeschrittene Technik mit sich gebracht hat. In früheren Jahrhunderten und zumal in der Zeit um die Wende vor tausend Jahren waren

Auf der Schwäbischen Alb: Schlittenfahrt ins neue Jahr hinein voller Schwellenlust.



die Untergangsvisionen Ausdruck einer moralischen Zerknirschung, die von Bußpredigern geschürt und von vielen lebhaft empfunden wurde. Immer wieder – allerdings nicht immer strikt auf den Jahrhundertumbruch fixiert – gab es Ankündigungen der Wiederkehr Christi, und das hieß: vom Weltende, das durch die Wegegabelung ins ewige Paradies und in die ewige Verdammnis markiert war. Es ist zu hoffen, daß wir von solchen Untergangsvisionen weithin verschont bleiben. Aber es besteht kein Zweifel, daß die runden Jahreszahlen, daß die deutlicher markierten und höheren Schwellen Nervosität und Hektik auslösen. In einem Jahr werden uns Wissenschaftler und Feuilletonisten belehren, daß das neue Jahrtausend erst mit dem 1. Januar 2001 beginnt – und sie sind, mathematisch, völlig im Recht. Aber die Magie der runden Zahl 2000 wird dazu führen, daß monströse Festivals und Partys schon an Silvester 1999 über die Bühne gehen werden: Angeblich gibt es bereits ausverkaufte Säle und Hallen.

Für Menschen, die weniger festbegeistert und festbeflissen sind, haben die Silvesterfeiern jetzt schon Ausmaße angenommen, die Kritik provozieren. Sil-

vester habe sich von einem besinnlichen Familienfest zu einem karnevalistischen Treiben entwickelt, heißt es. Abgesehen davon, daß die historische Kontrastfolie nicht recht paßt – besinnliche Familienfeste waren erst eine Erfindung des 19. Jahrhunderts –, mit solchen kritischen Anmerkungen werden immer nur Trends aufgespießt, wird keine nüchterne Beschreibung vermittelt: Auch jetzt wird Silvester vielfach noch in der Familie oder im kleinen Freundeskreis gefeiert, und auch der Anteil der Abstinenzler ist gar nicht so klein – insbesondere dann, wenn man die vielen Älteren dazuzählt, die sich an diesem Abend lediglich von der Mattscheibe oder auch vom Radio ein bißchen Spaß besorgen. Aber es ist schon richtig, daß die Dimensionen der Feste gewachsen sind: mehr Aufwand, mehr Konsum, mehr Rummel und mehr Wirbel. Beim Stichwort Silvester werden für viele Assoziationen einer rauschenden Ballnacht abgerufen: Ballet und Varieté, Chansons und Sketche, Tanz in allen Sälen, üppige Festmenüs, Batterien von Sekt- und Champagnerflaschen. Das Gedränge wird größer, der Lärm steigert sich. Dann, Schlag 12 Uhr, vielleicht ein kurzes Innehalten; Gläser klingen, Zu-

rufe: Prosit Neujahr, Umarmungen, Küsse, und schon wird das bunte Gewoge übertönt vom Lärm der Knallkörper und überstrahlt vom Feuerwerk. Vor den Telephonzellen bilden sich Staus, keine Zeit für umständliche Botschaften, kurzer Glückwunsch an die Daheimgebliebenen und Alleingelassenen, und wieder hinein in den Trubel, der sich bis in die Morgenstunden hinzieht.

Lärmen und Schießen: Elemente des Jahreswechsels

Zu Festen wie Silvester gehört das Durcheinander – überhaupt könnte man, was Adorno von der Kunst gesagt hat, auch auf die Feste beziehen: ihre Aufgabe sei es, *Chaos in die Ordnung zu bringen*. Wer bei Einzelheiten stehenbleibt und bemüht die Elemente auseinanderklaubt, droht den eigentlichen Charakter der Feste zu verfehlen. Aber wenn sich die Aufgabe stellt, die historische Entwicklung zu verfolgen und den wechselnden Sinn von Festen zu charakterisieren, dann bleibt nichts anderes übrig, als einzelne Elemente genauer anzusehen. Dies soll im folgenden geschehen, wobei freilich gegenwärtig bleiben sollte, daß diese Elemente häufig im Gemenge auftreten, daß sich Silvester also in konkurrierenden Formen oder auch als komplexes Gesamtkunstwerk präsentiert.

Ich konzentriere mich auf vier Elemente: den Lärm und das Feuerwerk, also die akustische und optische Überformung der Silvesterfeier, dazu auf Orakel und Neujahrswünsche, also auf zweierlei Arten von Zukunftswünschen.

Am heftigsten umstritten ist wohl der Lärm in der Silvesternacht. Wenn Rundfunkanstalten in der Zeit um den Jahreswechsel ihre Hörerinnen und Hörer zu Wort kommen lassen, ist dies ein bevorzugtes Thema –, und es gibt dann immer solche, die all die Krachmacher für völlig beknackt halten – meist sind das die Stimmen von Älteren –, und es gibt andere, die meinen, man solle doch den Leuten ihren Spaß lassen. Daß es gerade der laute Krach ist, der immer wieder attackiert wird, ist nicht verwunderlich: Man kann zwar wegsehen, wenn einem etwas nicht gefällt, aber das Weghören ist sehr viel schwieriger und in vielen Fällen unmöglich.

Es ist sicher auch richtig, daß viele Inszenierungen von ohrenbetäubendem Lärm eine kindisch-rücksichtslose Machtdemonstration darstellen. Ulrich Holbein hat vor kurzem ein Büchlein vorgelegt mit dem Titel *Der belauschte Lärm*. Er belauscht ihn mit freundlicher Ironie; bezeichnenderweise aber gerät sein Portrait des «Lärmfetischisten» relativ unfreundlich. Der Lärmfetischist sucht dauernd nach Gründen, um besinnungslos losknattern zu können.

Erst zu seinem Lieblingsfest, dem 31. Dezember, schreibt Holbein, kann sich der Lärmfetischist von dem Streß, sich andauernd neue Zwecke vorgaukeln zu müssen, erholen, endlich aufs neue zweckfrei knallen, wie damals, als selig spielendes Kind, als man Knallerbsen auch dann verschoß, wenn es keinen Gegner zu bewerfen galt.

Zur Verteidigung des Lärms in der Silvesternacht wird auf die Tradition solcher Bräuche verwiesen, sicherlich zu Recht, aber auch auf den Volksglauben unserer Vorfahren –, und das ist ein wackeliges Argument. Fast kein Silvesteraufsatz, in dem nicht vom «uralten Dämonenzauber» in den «12 Nächten» zwischen Weihnachten und Dreikönig die Rede ist: Mit dem Lärm habe man die bösen Geister vertrieben, die in dieser Zeit zwischen den Jahren besonders aktiv und gefährlich waren. Als Beweis werden dann gelegentlich kirchliche Verbote angeführt: Die christliche Kirche habe versucht, den alt ehrwürdigen heidnischen Brauch auszurotten. Hier wird als historische Realität ausgegeben, was Volkskundler und Mythologen im 19. Jahrhundert aus Berichten über sogenannte Naturvölker übernommen und in die germanische Vorzeit projiziert haben. Natürlich ist nicht schlechterdings auszuschließen, daß es solche Vorstellungen gegeben hat, aber sie sind nirgends belegt.

Die zahlreichen kirchlichen und weltlichen Verbote, die sich vom Mittelalter bis in unser Jahrhundert hinziehen, sollten der Aufrechterhaltung der Ordnung dienen und nicht der Vermeidung heidnischen Aberglaubens. Im Herzogtum Württemberg erließ die Regierung im November 1661 eine *General-Verordnung, das Schießen am Neujahr betreffend*. Darin ist einleitend davon die Rede, daß *bei dem Anschießen des Neuen Jahres allerhand Unglück sich zuge tragen, Personen beschädigt worden, oder wohl gar um das Leben kommen*. Die Stadtschultheißen und Amtmänner wurden angewiesen, ein Schießverbot durchzusetzen, und sie gaben ihrerseits Verbotserlasse heraus. In Schnaitheim bei Heidenheim wurde



Feuerwerk zum Jahreswechsel, aufgenommen in Reutlingen. Vorne das Rathaus (links) und die Stadtbibliothek, hell angestrahlt der Turm der gotischen Marienkirche. Auf der Turmspitze der vergoldete Engel.



Linke Seite: 28 cm breite Neujahrsbrezel aus Stuttgart-Rohracker, gebacken von Otto Seufferle zum Jahreswechsel 1964/65.

beispielsweise den Gemeindedienern befohlen, sofort Einlaß zu begehren, wenn aus einem Haus ein Schuß abgefeuert werde, notfalls, wenn nicht geöffnet werde, die Tür einzuschlagen und nicht nur das Gewehr zu überprüfen, sondern auch in den Betten nachzusehen, *ob der Sohn oder Knecht da sei und nicht zusamt den Kleidern geschwind ins Bett geschlupft*. Noch im Jahr 1808 wiederholte die königliche Regierung das Verbot, jetzt für das ganze, größer gewordene Württemberg: *Bei Strafe von 10 Gulden darf weder in Städten noch Dörfern, in Häusern, auf der Straße oder in Gärten geschossen, auch daselbst keine Rakete angezündet und Schwärmer geworfen werden.*

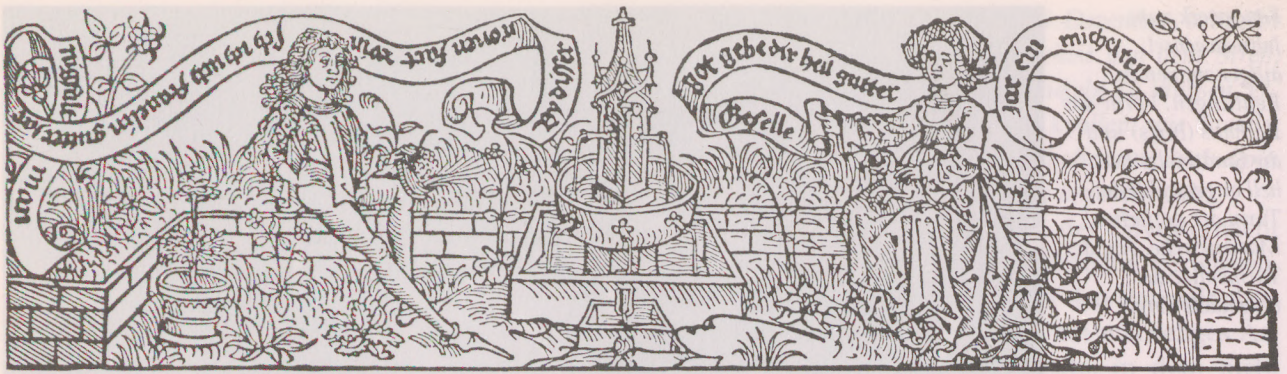
Dieses Verbot wird aber im Rahmen einer umfassenden Verordnung zum Schutz vor Feuer ausgesprochen. Daß Brände entstehen oder Unbeteiligte verletzt werden könnten, war die Hauptsorge der Obrigkeit. In der älteren Verordnung aus dem 17. Jahrhundert wird sogar ein Ausweg gewiesen: Wenn der eine oder andere *einen Freuden-Schuß zu tun beehrt*, dann soll er sich zum *gewöhnlichen Ort der Schießstatt*, also zum Schießstand, begeben. Von einem Freudenschuß wird also gesprochen, nicht von einem Abwehrzauber gegen böse Geister.

Das Schießen abseits erfüllte freilich seinen Zweck höchstens halb, denn geschossen wurde im allgemeinen *für jemanden*. Man schoß vor den Häusern

der Honoratioren, beim Bürgermeister und Pfarrer, manchmal beim Lehrer; junge Männer gingen außerdem zum Haus ihrer Mädchen, schossen diesen zu Ehren und wurden anschließend von ihnen bewirtet. Für die Gemeindeglieder muß das oft eine zwiespältige Angelegenheit gewesen sein; sie wurden geehrt und profitierten durch einen Brauch, der von der hohen Herrschaft verboten war. Und auch die Mädchen dürften dem nächtlichen Ereignis mit gemischten Gefühlen, mit Angstlust, entgegengesehen haben: Angst vor den dröhnenden Gewehrsalven, Lust auf die ihnen zugedachte Ehrung.

Feuerwerke: Schöne Verschwendung, vergängliche Schönheit

Der Lärm läßt sich – zum Leidwesen all derer, die auf die akustische Belastung gern verzichten würden – kaum trennen von den optischen Inszenierungen: den Leuchtraketen, den künstlichen Kometenschweiften, den bewegten und farbigen Augenblicksgemälden am Himmel. Gerade weil das Feuerwerk seine Vergänglichkeit so hemmungslos demonstriert und feiert, ist es zu einem Hauptangriffspunkt geworden: Hier werden Gelder in die Luft gejagt, mit denen man allerhand sinnvolle Hilfe leisten könnte. Daran ist nicht zu zweifeln,



Neujahrsgruß aus dem Jahre 1483. Linkes Spruchband: *By disser frowen fart winsch ich euch frauelin mannigfaltig gutter jar.* Rechtes Spruchband: *Geselle got gebe dir heil (und) gutter jar ein michel (großen) teil.*

und Entschuldigungen, die betonen, so teuer sei das ja auch wieder nicht, sind eher peinlich. Das Feuerwerk ist eine Verschwendung, und es will nichts anderes sein als Verschwendung, schöne Verschwendung.

Das Fest, das den Alltag durchbricht und überhöht – als *heiliges Delirium* hat es der französische Soziologe Emil Durkheim bezeichnet –, das Fest braucht ein gewisses Maß an Verschwendung. Der amerikanische Ethnologe Franz Boas beobachtete zu Beginn unseres Jahrhunderts bei Indianern eine merkwürdige Praxis, die mit dem Namen *potlatch* bezeichnet wurde: Angehörige der Herrschaftsschicht (ich vermeide den romantisierenden Ausdruck Häuptling) luden einander gegenseitig von Zeit zu Zeit zu einem Fest, an dem Speisen und Getränke im Überfluß angeboten und sogar demonstrativ vernichtet wurden. Es handelte sich um ein Tauschritual, die Gegeneinladung war Pflicht. Aber gleichzeitig war es ein Prestigewettkampf, bei dem sich die Akte der Verschwendung in geradezu existenzbedrohender Weise aufschaukelten. Ähnliche Rituale hat man auch in anderen Weltteilen registriert.

In Europa wird beispielsweise gerade in einfachen und eher armen bäuerlichen Kulturen bei Hochzeiten und anderen großen Festen in einer Weise aufgetischt, die bei uns auch in ausgesprochenen Festessen kaum erreicht wird. Verschwendung demonstriert Ehrerbietung gegen die Gäste und Großzügigkeit, Verschwendung war vor allem auch eine Demonstration von Macht. In diesen weiteren Zusammenhang ist auch die Geschichte des Feuerwerks zu stellen. Seit dem späten Mittelalter suchten sich die europäischen Fürstenhöfe gegenseitig zu übertreffen mit bombastischen Festen, die sich manchmal über Tage oder gar Wochen hinzogen. Feuerwerke waren ein wichtiger Bestandteil dieser Feste. Mit ihnen demonstrierten die großen und kleinen Herrscher ihre Macht und ihren Reichtum –

und die Feuerwerke sollten zudem das Volk bei Laune halten, auf dessen Kosten ja letztlich die höfische Verschwendung ging.

Für die Feuerwerke gab es eigens ausgebildete Pyrotechniker; die Büchsenmeister, die für die Waffen zuständig waren, lieferten oft als Meisterstück ein Lustfeuerwerk. Aber auch Architekten und Baumeister wirkten mit, indem sie stilisierte Bauten errichteten, die bei solchen Vergnügungen angezündet wurden. Daß die Feuerwerke theatralisch und musikalisch ausgestaltet wurden, davon zeugt bis heute Händels Royal Firework Music, die er Mitte des 18. Jahrhunderts für eine Friedensfeier des Londoner Hofes komponierte.

Die phantastischen Großinszenierungen André Hellers sind ein später Nachklang dieser höfischen Lichterspiele. Im allgemeinen ist mit der Popularisierung des Feuerwerks der symbolische Charakter verlorengegangen –, Feuerwerke sind Stimmungselemente, sind rasch vergängliche Schönheit, sinnlos und eben deshalb bewundert in ihrer kurz aufflackernden Vollkommenheit. Nicht ohne Grund hat man das Feuerwerk als Muster von Produktion und Konsum im Kapitalismus bezeichnet: eine schöne Ware wird schnell und folgenlos verbraucht – folgenlos bis auf den Wunsch nach Erneuerung und Wiederholung, der sich in den Köpfen einnistet.

Allerdings hat die Lust auch beim Feuerwerk einen Gegenpol: den Schrecken, der in vielen Geschichten und Anekdoten festgehalten ist, in Berichten von Unglücksfällen, kleineren und ganz persönlichen, aber auch großen und weitreichenden wie jenem Pariser Ereignis von 1749, bei dem Italiener und Franzosen darum stritten, wer die Feuerwerke zuerst entzünden dürfe. Schließlich taten es beide gleichzeitig, und es kam zu einer fürchterlichen Explosion, bei der 40 Menschen gestorben sein sollen. Eine ferne Erinnerung nur, aber ein wenig Angst-

lust auch hier, unter den leuchtenden Kaskaden am Nachthimmel.

Der Lärm und das Feuerwerk sind die beherrschenden Signale des öffentlichen Silvesterfeierns; und es macht sicherlich den Hauptreiz der Silvesternacht aus, daß an dieser Öffentlichkeit so viele teilhaben, als Mitwirkende und nicht nur als Zuschauer. Die zwei drei Raketen, die ein Familienvater für seine Kinder steigen läßt, gehören zwar in besonderer Weise diesen Kindern; aber sie sind wie alle anderen Feuerzeichen Teil der großen Komposition, die sich viele Menschen von umliegenden Anhöhen ansehen und über welche die ersten Januarzeitungen mit raffiniert geschossenen Bildern berichten.

Glückwünsche und Blick in die Zukunft: Bleigießen

Im Vergleich mit diesem weithin sichtbaren, öffentlich inszenierten Jahreswechsel nehmen sich die Bräuche bescheiden aus, die sich im kleineren, privaten Rahmen vollziehen. Aber auch sie gehören zur Inszenierung der Silvesternächte: die halb ernsten, halb spielerischen Versuche, einen Blick voraus auf das zu tun, was das neue Jahr bereithält, und die guten Wünsche, die gerade im Wissen, daß sich die Zukunft nicht in die Karten schauen läßt, für diese Zukunft ausgesprochen werden.

Es gab in der volkstümlichen Tradition eine ganze Reihe von Lostagen – Tagen, an denen man mit bestimmten Tricks und Vorrichtungen sein künftiges Los erfahren konnte. Gehalten hat sich die entsprechende Vorstellung – sieht man vom ziemlich me-

chanischen Gebrauch von Zeitungshoroskopen ab – fast nur noch an Silvester. Das Däumeln, bei dem ein Finger blind auf eine Stelle der Bibel oder eines anderen wichtigen Buches gelegt wird, das Ausdeuten von Tintenklecksen wie im psychologischen Rorschachtest, vor allem aber das nicht tot zu kriegende Bleigießen –, all das sind tastende Auseinandersetzungen mit dem, was im neuen Jahr bevorsteht.

Glauben die Menschen an die Vorausdeutungen? So ähnlich formulieren Meinungsforschungsinstitute ihre Fragen und verkünden dann, daß ein präzise errechneter Prozentsatz der Bevölkerung die Frage bejaht hat, also an Voraussagen glaubt. Aber wer hier nur ein Ja oder Nein vorgibt, hat die Realität schon verfehlt. Das Bleigießen ist – und das gilt auch von vergleichbaren Prozeduren – ein Spiel. Wie sich die Metallsplitter zu einem Gebilde formen – reiner Zufall, klar, und die daran geknüpften Vorhersagen ein Scherz. Aber wenn sich eine Vorhersage auf Möglichkeiten bezieht, die in Reichweite sind – Krankheit oder Schwangerschaft, Prüfung oder sportliche Entscheidung –, dann läßt sie die Betroffenen nicht kalt. Die Tatsache, daß das Gebilde im heißen Wasser nur eine Vorgabe ist, eine Provokation für Deutungen, daß also die Zukunft von den Interpreten am Tisch vorhergesagt wird, ändert daran wenig. Schließlich sind die am Tisch Sitzenden ja oft auch diejenigen, die an der realen Zukunft mitstricken.

Außerdem überschneiden sich die Vorhersagen mit den eigenen Überlegungen zu Vergangenheit und



Postkarte aus der Zeit um 1900: Um das elegante Mädchen sind viele Glücksbringer versammelt, Schweine und vierblättriger Klee.

Zukunft, die an diesem Tag oder in dieser Nacht üblich sind. Die Jahreseinteilung gibt diesen Tagen nun einmal besonderes Gewicht; wo es um die materielle Situation geht, werden Soll und Haben auf diesen Tag exakt berechnet und ausgewiesen, und es liegt nahe, auch in anderen Bereichen das Erreichte mit dem Notwendigen oder Angestrebten zu vergleichen.

Der Jahreswechsel ist die Zeit der guten Vorsätze, die freilich nicht immer lauthals verkündet werden. Das ist auch gut so, denn schon ein altes Sprichwort sagt: Man kann in einer Minute mehr versprechen, als man im ganzen Jahr halten kann.

Nicht nur die Individuen ziehen Bilanz, sondern auch die Institutionen. Viele warten auf Neujahr mit Grußbotschaften auf, die im allgemeinen über die Medien verbreitet werden.

Eine besonders sinnfällige Art der Neujahrsbesinnung hat sich in dem Schwarzwaldstädtchen Schiltach bis heute gehalten. Nach dem Silvester-gottesdienst versammelt sich die Bevölkerung der Stadt auf dem Marktplatz, geht in einem festlichen Zug zum Pfarrhaus, singt ein Lied und hört die kurze Predigt des Pfarrers zum Jahresausklang. Vermutlich war das der Kern des Brauchs, der sich Anfang des 19. Jahrhunderts herausbildete unter pietistischem Einfluß – darauf lassen die bei der Feier gesungenen Lieder schließen. Aber vom Pfarrhaus geht der Zug zurück zum Rathaus, wo sich die weltliche Bilanzierung anschließt: der Bürgermeister gibt einen Überblick über das zu Ende gehende Jahr und eröffnet Ausblicke auf das neue.

Dieser Silvesterbrauch der ganzen Stadt ist etwas Seltenes. In vielen anderen Gemeinden gibt es zwar auch Neujahrsempfänge – aber sie ziehen sich teilweise bis weit in den Januar, ja bis in die Fastnachtszeit hinein. Wahrscheinlich wäre es ohne den Hintergrund einer ausgeprägten Tradition auch gar

nicht möglich, die üblichen Silvesteraktivitäten zugunsten einer solchen ernsthaften gemeinschaftlichen Veranstaltung zu verdrängen. Aber daß Wünsche ausgesprochen werden zum neuen Jahr, ist das allgemeinste, praktisch von allen akzeptierte Phänomen – offizielle und private, schriftliche und mündliche, standardisierte und spezielle. Auch dies ist ein sehr alter Brauch.

Schon im Mittelalter wurden Sprüche und Lieder aufgezeichnet, mit denen die Wünsche ausgesprochen wurden. In vielen dieser Sprüche ist vom *neugeborenen Gott* die Rede, der das Heil garantiert – damals galt Weihnachten noch als Jahresanfang. Geistliche und weltliche Orientierung waren in den Versen aber bruchlos verbunden; so heißt es in einem Glückwunsch vom Ende des 15. Jahrhunderts:

*Ich wünsch dir das ewig Leben,
Das wolle dir Gott geben!
Und wünsch dir ein Stüblein warm
Und dein Buhlen an dein Arm.*

Solche Glückwünsche wurden bei Bekannten vortragen, beispielsweise durch junge Burschen vor dem Haus ihrer Mädchen. Vor allem aber nahmen die Armen (und davon gab es viele!) die Chance wahr, gingen von Haus zu Haus und erkaufte sich mit ihrem Sprüchlein das Anrecht auf eine kleine Gabe. Darüber sind wir deshalb so gut informiert, weil immer wieder Verbote dagegen ausgesprochen und schriftlich festgehalten wurden. Die Wohlhabenden scheinen das Gewohnheitsrecht der Ärmern mehr und mehr als Belästigung empfunden zu haben. Daß sie auf den Neujahrstermin ihre «Verehrungen» (und das war ein schönfärberisches Wort für Bestechungen) an Amtleute und Regierungsvertreter sandten, stand für sie auf einem anderen Blatt.

Unser Neuer ist da!



Der große Jubiläumskatalog

**900 Jahre
Zisterzienser-Orden**

Jetzt kostenlos anfordern!

**ANTIQUARIAT HIERONYMUS
Spezialantiquariat für Ordensgeschichte**

Seestraße 5 · D-71638 Ludwigsburg · Telefon (071 41) 92 96 04
Telefax (071 41) 92 43 42



Müller & Gräff

*Alte und neue Bücher zur
württembergischen Landeskunde
Alte Stiche und Landkarten*

Calwer Straße 54, 70173 Stuttgart
Tel. 0711/294174 Fax. 2 26 82 80

**Bestellen Sie kostenlos unseren neuen
Antiquariatskatalog
"Baden-Württemberg"**



Silvesterzug 1955 in Schiltach. Dieses Ölgemälde von Eduard Trautwein zeigt den Schiltacher Marktplatz in historisierender Darstellung.

Es wird heute oft beklagt, die Neujahrswünsche seien nur noch Formeln, die wie eine Flutwelle über einen hereinbrechen. Aber formelhaft waren die Wünsche auch früher – nur waren die Formeln, das fällt auf, sehr viel länger; das Auswendiglernen war eine Leistung.

In St. Antönien in der Schweiz zogen noch in jüngster Zeit organisierte Gruppen junger Burschen von Haus zu Haus, wo einer den Glückwunsch vorzutragen hatte, der im Lauf der Zeit immer länger und auch nicht gerade klarer geworden war und der im Stil einer frommen Predigt glich: *Weil die göttliche Vorsehung uns heute abermals mit väterlicher Hand ans Ziel und Ende eines bürgerlichen Jahres geführt hat, so haben wir uns, eine ehrsame Knabengesellschaft, zusammengetan, um Euch ein gutes Jahr anzuwünschen. Ja uns den heute abermals hören lässt die hellen Glockentöne zur festlichen Mitternacht, die unsere vaterländischen Orte mit freundlichem Schalle begrüßen. Ja können wir diese Glockentöne mit gutem Gewissen hören oder nicht, ohne jemals zu denken, die Gebote Gottes übertreten zu haben, so begegne ich Euch heute mit meinen aufrichtigsten Glückwünschen. Ja der Mensch er-*

blüht wie die Blume auf dem Felde, wenn der Wind darüberweht, so ist sie dahin und ihre Stätte kennet man nicht mehr. So ist's mit allem, was die Erde erzeugt, so ist's auch mit dem Jahr, das heute ins Grab der Zeit hinabsteiget. Mit pfeilschnellem Fluge ist es dahin und mit der letzten Stunde des heutigen Tages ist es uns unwiederbringlich entschwunden.

So geht das noch sechs sieben Minuten weiter, im Ton einer Litanei, formelhaft jedenfalls, auch wenn es sich um eine sehr lange Formel handelt.

Was den inflatorischen Gebrauch der Glückwünsche anlangt, so zeigt eine Notiz Schubarts in seiner *Deutschen Chronik* von 1775, daß auch das nichts Neues ist: *Da saust einem der Waidspruch: Prosit das neue Jahr, wenigstens 14 Tage lang ums Ohr. Gedruckte und ungedruckte Zettelchen flattern wie Schneeflocken von Hand zu Hand.* Schubart wendet sich übrigens auch gegen einen der Standardwünsche: *Ich wünsche, was du dir selber wünschen möchtest.* Nein, sagt Schubart. Er wünscht vielmehr, daß Gott diesen Wunsch nur in dem höchst seltenen Fall gewähren möchte, wenn der Wünscher vernünftig ist. Dem ist nichts hinzuzufügen.